

Predigt 23. Sonntag im Jahreskreis / Mariä Geburt

Einführung in der PG Würzburg Ost

Liebe Schwestern und Brüder

„Das fünfte Evangelium“, so hat schon vor vielen Jahrzehnten der Benediktinerpater und Archäologe Bargil Pixner treffend das Heilige Land beschrieben. Jeder, der einmal in Israel war, kann das nachvollziehen. Biblische Texte, aber auch kirchliche Feste bekommen eine ganz neue Verwurzelung, wenn zum Hören und Feiern die Erinnerung an die besuchten Stätten aufleuchten. Israelpilger können die Seligpreisungen nicht hören ohne sofort wieder an den wunderbaren Blick über die Hänge durch die Palmen- und Rosengärten, die liebevoll von italienischen Schwestern gepflegt werden, auf den silbern glitzernden See zu denken.

Es gibt Orte und Wege im Heiligen Land, die vergisst man nie. So verhält es sich auch mit dem heutigen Festtag Mariä Geburt. Er erinnert an den Weihetag einer Kirche in Jerusalem. Einer der klassischen Pilgerpfade führt von der Paternoster-Kirche auf dem Ölberg im Osten der Heiligen Stadt Jerusalem an den jüdischen Gräbern und der Kirche der Nationen vorbei hinab ins Tal Joschafat, dem Ort, der nach jüdischer Tradition einmal Schauplatz des jüngsten Gerichts sein wird, und steigt dann vom Mariengrab hinauf zum Löwentor in die Altstadt. Nur wenige Meter, nachdem man das Tor passiert hat, sieht man links den Zugang zum Tempelberg für Muslime und rechts eine lange Klostermauer, die seit über 150 Jahren französisches Staatsgebiet umfasst. Betritt man durch das kleine Tor das Areal im Inneren dann liegt vor dem Besucher nicht nur der Teich Betesda, der aus den Evangelien bekannt ist, vielmehr erhebt sich eine der schönsten, vielleicht die schönste Kirche des Heiligen Landes, die der Großmutter Jesu geweiht ist: die Annakirche. Sie ist das wohl am besten erhaltene Gotteshaus der Kreuzfahrerzeit, ein Glück, das auch dem Umstand zu verdanken ist, dass Saladin aus Achtung vor Maria und Anna die Kirche nicht zerstören ließ, sondern zur Moschee umwandelte, was sie dann auch gut 700 Jahre war. Nüchtern in der Dekoration ist es der elegante Raum mit seiner einzigartigen Akustik, der die Annakirche zu einem der schönsten und besinnlichsten Orten in der hektischen Jerusalemer Altstadt macht. Hier atmet jeder Stein Frieden. In der Kirche führt seitlich eine kleine Treppe in die Krypta, eigentlich ein Gewirr von Gängen und Grotten, die aus dem Felsen gehauen wurden. Dort lokalisiert die christliche Tradition seit langer Zeit den Ort der Geburt Mariens. Die Annakirche ist also nach Jerusalemer Tradition das Elternhaus der Gottesmutter. Ich weiß, dass das heutige Jerusalem nur wenig mit der Stadt zu tun hat, die Jesus am Palmsonntag betrat, aber ich finde den Gedanken faszinierend, dass er am Beginn der Heiligen Woche nicht nur in eine ihm als Galiläer fremde und feindlich gesinnte Hauptstadt kam, sondern nur wenige Schritte nach dem Einzug auf ein Haus getroffen sein muss, das ihn an seine Familie erinnerte. Wir finden in den vier Evangelien keinerlei Hinweise auf die Großeltern Jesu und die Geburt seiner Mutter. Es ist das sog. Protoevangelium des Jakobus, das uns von Anna und Joachim und ihrem Schicksal der langen Kinderlosigkeit erzählt. Wie schon im Fall der Erzeltern Abraham und Sara leiden beide unter dem nicht erfüllten Wunsch nach einem Kind, bis ein Engel ihnen ankündigt, dass sie Eltern eines besonderen Kindes werden. Die Annakirche soll gemäß einer Jahrhunderte alten Tradition der Ort der Geburt und der ersten Lebensjahre Mariens gewesen sein. Dann wäre Jesus noch vor der heutige via dolorosa beim Betreten der Heiligen Stadt also

vor einem Haus gestanden, das ihn mit Menschen verbindet, die sein Leben prägte und an die er vielleicht gute Erinnerungen hatte. Wir wissen nicht, ob Jesus seine Großeltern überhaupt gekannt hat, aber erzählt wird man von ihnen haben. Vielleicht aber ging es ihm auch so wie manchem von uns: Bei den Großeltern war es immer am schönsten. Dort hat alles besser geschmeckt und man durfte viel mehr. Großeltern waren immer perfekt und in der Erinnerung die Menschen, die nicht so streng und ungerecht waren wie die Eltern. Sie erzählen von unserer Verwurzelung und unserer Herkunft. Sie stehen für das, was wir mit dem Begriff „Heimat“ bezeichnen. Heimat ist kein Ortsschild oder ein Haus aus Steinen, sondern ein Mosaik von Menschen, Erfahrungen und Erlebnissen, die uns bis ins hohe Alter prägen. Heimat ist kein Kampfmittel, das Populisten missbrauchen dürfen, um Menschen, die ihnen fremd erscheinen, auszugrenzen, sondern eine Prägung, die ein Mensch braucht, damit er in der Weite und Komplexität der Welt bestehen kann. Ich brauche Werte, Vorbilder, Beziehungen, Orte, an die ich mich zurückbinde, um neue Weg in meinem Leben zu betreten. Der evangelische Theologe Friedrich Schorlemmer hat in einem Gespräch mit der ZEIT die pointierte Beschreibung gefunden: **„Heimat ist der Ort, an den die Seele gern zurückkehrt.“** (Die Zeit 29/2021)

Es geht um mehr als Häuser, Traditionen, Dialekte oder Vereine, es geht um die Wurzeln meiner Persönlichkeit, meines Selbst, wie ich geworden bin, wer ich bin. Daran erinnert uns die Kirche, die mit dem heutigen Festtag verbunden ist. Im Laufe meines Studiums und meiner Tätigkeit als Pfarrer bin ich überschüttet worden mit Definitionsversuchen von dem, was Gemeinde ist. Historiker erklären, dass die Pfarrei nichts anderes war als eine Verwaltungseinheit. Das erinnert schon ein wenig an die genialen Umstrukturierungsversuche durch die diversen Diözesanleitungen in unserem Land. Pastoraltheologen reduzieren Gemeinden z.B. auf das Bild der „Berghütte“, gleichsam eine Art Tankstelle für die Seele, die ich aber wieder hinter mir lasse. Ich hänge weiterhin an der Identifikation von „Gemeinde“ und „Heimat“. Gemeinde ist nicht in erster Linie das Pfarrbüro, in dem ich Dokumente und Bestätigungen bekomme, und sie ist nicht nur eine kurze Rast, damit das Herz zur Ruhe kommt in einer vorläufigen Erfahrung der Stille, sondern ein Ort und eine Gemeinschaft, die mich prägen will. Sie ist im besten Fall „der Ort, an den die Seele gern zurückkehrt.“ Das heißt für mich sie verbindet sich für den, der in ihr lebt und der sich auf sie einlässt, mit Erfahrungen und Begegnungen, die mich ein ganzes Leben lang prägen können, auch wenn ich mich weiterentwickle oder gar nicht mehr in meiner Heimatgemeinde lebe. Ich möchte diesen Gedanken von der Gemeinde als Heimat in drei Impulsen vertiefen, die sich mit dem heutigen Fest und den biblischen Lesungen verbinden.

1. Gemeinde ist das Haus, in dem alle einen Platz haben.

In meiner Jugend und später auch noch in den ersten Jahren als Pfarrer war ein Lied von Peter Janssen sehr beliebt, dessen ständiges Spielen in Familien- und Jugendgottesdiensten wahrscheinlich viele meiner Generation so geschädigt hat, dass sie den Text noch immer auswendig mitsingen können. Im Kehrsvers heißt es da: **„Komm, bau ein Haus, das uns beschützt. Pflanz einen Baum, der Schatten wirft, und beschreibe den Himmel, der uns blüht“** Danach lädt der Komponist viele ein, in diesem Haus Gottes zu wohnen vom Kind bis zum alten Menschen. Es mag kitschig klingen, aber ich halte noch immer daran fest, dass so Gemeinde ist: Ein Haus, in dem alle Platz haben, ein Ort der Begegnung der Generationen,

der Erfahrung von Unbeschwertheit und Gemeinschaft, die dem Leben Tiefe, aber auch Fröhlichkeit gibt. Wir verwalten nicht den Untergang, wir bauen an einem lebendigen Haus, in dem jeder seinen Platz finden darf. Ich wünsche mir, dass Eltern, Familien und Kinder Erfahrungen machen, die ihnen in allen Umbrüchen des Lebens das Gefühl geben, dass sie ernst- und angenommen werden. Taufeltern sind keine Kunden, Kommunionfamilien keine Störfaktoren und Jugendliche keine lustlosen Ausnutzer unserer Angebote. Die Senioren sind nicht die Alten, um die man sich nicht kümmern muss, weil sie ja eh kommen. Ich bin überzeugt, dass in einer lebendigen Gemeinde jede Lebensstufe etwas finden kann, dass sie beheimatet. Ganz bewusst stelle ich mich hinter unsere Kindertagesstätten, weil sie Orte der Gemeinde sind, an denen wir in Begegnung mit Menschen kommen, die mitunter gerade Familie geworden sind und froh sind, dass sie hier eine Atmosphäre haben, in der ihre Kinder wertvolle Persönlichkeiten werden können. In der Gemeinschaft der Generationen können Jugendliche Werte für sich finden, die ihrem Leben Orientierung und Richtung geben aus dem Geist Jesu. Menschen in der Lebensmitte dürfen hier erfahren, dass sie nicht nur das sind, was sie leisten und schaffen. Und Senioren haben ihren Platz, ohne sie rechtfertigen zu müssen, dass sie da sind. Eine Gemeinde lebt davon, dass jeder sein darf.

2. In einer Gemeinde werden alle gesehen, v.a. auch die, die sonst übersehen werden

Im heutigen Evangelium hören wir wieder von einem beeindruckenden Heilungswunder Jesu. Was schnell übersehen wird, scheint mir aber sehr wichtig: Freunde bringen den Gehörlosen zu Jesus. Sie sehen seine Not und teilen sein Leid. Sie werden nicht einfach mitleidig und bedauern den armen Menschen, sondern entwickeln für ihn eine Perspektive. Sie bitten Jesus für ihn. Mit ihrer Aktion wird ein Mensch in den Mittelpunkt gerückt und zum Zentrum des Interesses, der in der Regel eine Randstellung einnimmt. Der Gehörlose wird geheilt, aber seine Heilung bewirkt auch Heilendes für die anderen. Sie reden in neuer Weise: „Er hat alles gut gemacht“. Achtsamkeit und Einfühlungsvermögen, die oft im Leben einer Leistungsgesellschaft untergehen, durchwirken das Miteinander unter denen, die an Jesus glauben. Für den anderen Menschen beten und ihn vor Gott tragen, das ist Liturgie. Wir zelebrieren nicht einen Ritus, sondern feiern die Begegnung mit dem Gott des Lebens, in die wir auch die Menschen mithineinnehmen wollen, die uns am Herzen liegen. Achtsamkeit für die Menschen in Not, aber auch Offenheit, uns selbst verwandeln zu lassen, dass wir staunen und reden können von dem, was uns Hoffnung macht. Im Blick auf den Propheten Jesaja scheint mir das eine große Aufgabe für eine christliche Gemeinde: Künder der Hoffnung sein in einer Welt, in der viele Unheilspropheten mit markigen Sprüchen sich in Szene setzen. Wir reden nicht schön, aber wir reden von der Perspektive der Hoffnung auf eine Zukunft, die noch nicht verloren ist. Wir sind nicht die drei Affen, die nicht sehen, nicht hören und nicht reden. Wir sehen die Wirklichkeit der Welt, wir hören auf das Seufzen derer, die in Not sind, und wir haben den Mut von Gott zu sprechen, der Leben will für alle.

3. Eine Gemeinde gibt mir die Sicherheit, dass es gut ist, dass ich da bin,

Kehren wir noch einmal zum heutigen Fest zurück. Der Hamburger Pfarrer Felix Evers deutet es mit einem Lied, das Taufeltern und Erzieherinnen im Kindergarten gut kennen und in dem es heißt: „*Du bist gewollt, kein Kind des Zufalls, keine Laune der Natur, ganz egal ob du dein Lebenslied in Moll singst oder Dur. Du bist ein Gedanke Gottes, ein genialer noch dazu. Du bist*

du!“ Welchen Wert hat das Leben? Der beunruhigende Gedanke, dass ich mich für mein Dasein rechtfertigen muss durch Leistung, lastet auf immer mehr Menschen. Die Welt ist komplex geworden und viele drohen den Halt und die Orientierung zu verlieren. Sich an anderen zu messen und doch immer wieder zu erleben, dass ich nicht perfekt bin oder gar nicht den großen Erwartungen entsprechen kann, die an mich gestellt werden, stürzt Menschen in Niedergeschlagenheit und Erschöpfung. Gemeinde ist ein Gegen-Ort. Hier bin ich nicht zuerst derjenige, der dies oder das kann, den man für jene Aufgabe einsetzen kann, sondern hier bin ich Person. Person führen wir zurück auf den lateinischen Begriff „personare“, „durchtönen“. Ich bin also der Resonanzraum Gottes, durch den sein Wort tönen kann, gleichsam eine Botschaft Gottes an alle Menschen. Diese Botschaft kennen wir vom Jordanstrand her, in dem Moment, in dem sich bei der Taufe Jesu der Himmel öffnete und die Stimme Gottes sprach: „Du bist mein geliebtes Kind, an dem ich Wohlgefallen gefunden habe.“ Einen Ort zu gestalten, der nicht geprägt ist von Überheblichkeit, aber vom Selbstbewusstsein, dass ich als Kind Gottes einen festen Platz in dieser Welt und eine Heimat im Himmel habe, heißt für mich, an einer lebendigen Gemeinde zu bauen.

Liebe Schwestern und Brüder

„Ein feste Burg ist unser Gott, ein starke Wehr und Waffen“, singen unsere evangelischen Mitchristen. Als Albert Boßlet diese Kirche und das Areal Mitte der dreißiger Jahren plante, scheint er wohl diesen Gedanken im Hinterkopf gehabt zu haben. In einem Umfeld, in dem die christliche Botschaft angegriffen wurde und Fremdenhass zur Staatsideologie wurden, hat er ein Bollwerk des Glaubens geschaffen. Heute noch merkt man diese Intention, wenn man den Pfarrhof betritt. Es wirkt auf manchen Besucher wie ein Burganlage.

Mit Blick auf diese Positionierung in der Burg Gottes haben wir letztlich zwei Möglichkeiten. Wir können uns in unseren Gemeinden abriegeln vor der Welt und versuchen, eine Art Parallelwirklichkeit aufzubauen. Dann werden wir alle Entwicklungen nicht nur kritisch beobachten, sondern auch als schlecht verurteilen. Das ist für mich der Weg zur Sekte. Denn wir können unsere Gläubigen nicht einsperren in der Hoffnung, dass uns keiner verloren geht. Oder aber wir öffnen die Tore unserer Gemeinden, der Burg Gottes, um Menschen in ihrer Suche nach Gott, in ihrer Bedrängnis und ihrer Sehnsucht nach einem Obdach für die Seele Heimat zu bieten. Dann wird vielleicht nicht immer alles perfekt sein. Dann werden wir akzeptieren müssen, dass Menschen unterschiedliche Einstellungen zur Art haben, wie ihr Leben gelingt, die nicht immer den kirchlichen Gesetzen und Moralvorstellungen entsprechen, aber dann erfüllen wir den Auftrag Jesu an den Gehörlosen und an uns: „Effata! Tue dich auch!“ Und nur dann haben wir auch die Möglichkeit einmal festzustellen, dass alles gut geworden ist. Wir wollen nicht in Angst und Furcht diese Welt überstehen, sondern uns öffnen und zur Heimat werden für Menschen, die mit uns auf das Wort Gottes hören und zu leben versuchen.“ Amen

Sven Johannsen, Pfarrer